

Klaus Hödl

## „Jüdische Differenz“ in der Wiener Populärkultur<sup>1</sup>

*Der Artikel geht von der These aus, dass die gegenwärtige jüdische Geschichtsschreibung eine jüdisch-nichtjüdische Dichotomie stärkt. Mit einer Untersuchung von Juden in der allgemeinen Wiener Populärkultur können solche polarisierenden Kategorisierungen vermieden werden. Dabei auftretende Schwierigkeiten, „das Jüdische“ zu bestimmen, können mit jüdischer Differenz als analytischem Instrumentarium umgangen werden.*

*The article is based on the thesis that present-day historiography strengthens the notion of a Jewish – non-Jewish dichotomy. An exploration of Jews in Viennese popular culture enables such polarizing categorizations to be avoided. Any difficulties to determine Jewishness can be solved by the application of Jewish difference as an analytical tool.*

Das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden<sup>2</sup> im Laufe der Geschichte wurde nach 1945 einige Jahrzehnte lang, und wird teilweise selbst heute noch, vor dem Hintergrund der Shoah betrachtet.<sup>3</sup> Unter dieser Perspektive war die jüdische Vergangenheit in der Diaspora, überspitzt formuliert, eine Abfolge judenfeindlicher Ereignisse, deren Kulminationspunkt die nationalsozialistische Vernichtungspolitik darstellte.<sup>4</sup> Beispiele eines gelungenen Miteinanders gelten lediglich als Abweichungen von diesem historischen Verlauf, als Ausnahmen von der ausgeprägten jüdischen Leidensgeschichte.<sup>5</sup>

Diese Sichtweise wird meines Erachtens durch die Methodik der Geschichtsschreibung über Juden in starkem Maße mitgeprägt. Sie zeigt sich vor allem im Narrativ, nach dem Juden sich an vorgegebene gesellschaftliche Formationen und kulturelle Sphären anpassten. Juden standen nach dieser Erzählung ein wenig abseits von den nichtjüdischen Bevölkerungsteilen, mit denen sie Gesellschaften bildeten. Zwar strebten seit dem frühen 19. Jahrhundert immer mehr Juden danach, ihre

<sup>1</sup> Die Arbeit wurde mit finanzieller Unterstützung des Fonds zur wissenschaftlichen Forschung (FWF) durchgeführt (P 23325-G18). Dieser Artikel ist Teil des Schwerpunktes *Symbiose oder Holocaust – Zwischenstand einer schwelenden Debatte*, siehe <http://www.medaon.de/inhaltsverzeichnis-11-2012.html>.

<sup>2</sup> Im vorliegenden Text werden Personenkollektive genderneutral, das heißt mit der weiblichen Form und großem „I“, bezeichnet. Bei Juden und Nichtjuden wurde davon abgesehen, weil sich die Ausführungen oftmals nur auf männliche jüdische Personen beziehen.

<sup>3</sup> Brenner, Michael: Von einer jüdischen Geschichte zu vielen jüdischen Geschichten, in: Brenner, Michael/Myers, David N. (Hg.): *Jüdische Geschichtsschreibung heute. Themen, Positionen, Kontroversen*, München 2002, S. 17-35, hier S. 23. Zur Annahme, dass die Shoah nicht nur jüdische Historiographie, sondern auch jüdisches kollektives Gedächtnis einseitig bestimme, siehe vor allem Burg, Avraham: *Hitler besiegen. Warum Israel sich endlich vom Holocaust lösen muss*, Frankfurt/New York 2009; Ophir, Adi: *The Identity of the Victims and the Victims of Identity: A Critique of Zionist Ideology for a Post-Zionist Age*, in: Laurence J. Silberstein (Hg.): *Mapping Jewish Identities*, New York 2000, S. 174-200.

<sup>4</sup> Siehe vor allem Ben-Sasson, Haim Hillel: *A History of the Jewish People*, Cambridge 1976.

<sup>5</sup> Siehe Brenner, Michael: *Jüdische Kultur in der Weimarer Republik*, München 2000, S. 79-127. Im Weiteren Pyka, Marcus: *Jüdische Identität bei Heinrich Graetz*, Göttingen 2009.

„Andersheit“ abzulegen. Eine bestimmte Form der jüdischen Differenz bestand allerdings häufig fort und bestimmte die Juden weiterhin. Dadurch verblieben sie gewissermaßen in der Position des Außenseiters, und die Beziehungen zu Nichtjuden waren bestenfalls fragil.

Die Historiographie stärkt nicht nur mit dem Akkulturationsnarrativ die Vorstellung einer jüdisch-nichtjüdischen Dichotomie. Dies geschieht auch durch die Verwendung des Begriffs der jüdischen Minderheit. Eine solche konstituiert sich nämlich nicht mit, sondern gegenüber und in Unterscheidung zum größeren Teil der Gesellschaft. Das heißt mit anderen Worten, dass mit der Bezeichnung Minderheit Juden eine gesellschaftliche „Sonderstellung“ bereits eingeschrieben ist.

Die analytischen Instrumentarien der Geschichtswissenschaft erschweren demnach, dass Bereiche der alltäglichen Lebenswelt ausgeleuchtet werden, die ein respektvolles jüdisch-nichtjüdisches Miteinander anzeigen. Vor diesem Hintergrund tut sich die Historiographie über Juden schwer, Gershom Scholems Verdikt zu entkräften, dass es in der deutschen Geschichte keine „Symbiose“ von Juden und Nichtjuden gegeben habe. Nichtsdestotrotz gibt es eine Vielzahl von biographischen Hinweisen, die spannungsfreie Beziehungen von Juden und Nichtjuden bekunden.<sup>6</sup> Bloß lassen sie sich nicht in das „Metanarrativ“ der Jüdischen Studien integrieren, werden meist übergangen und bilden kaum einen Ausgangspunkt für weitergehende Forschungen. Aber wie sähe ein Zugang zur Geschichte der Juden aus, der gesellschaftliche Sphären in die Untersuchung einbezieht, in denen die Grenzen zwischen den beiden Ethnien weniger scharf ausgeprägt waren oder vielleicht gar nicht beachtet wurden?

Eine Möglichkeit, die vorherrschenden dichotomen Kategorisierungen von (jüdischer) Minderheit und (nichtjüdischer) Mehrheit aufzuheben, damit Juden aus ihrer Position des kulturell Fremden zu lösen und Felder des jüdisch-nichtjüdischen Miteinanders zu explorieren, liegt in der Abkehr vom Akkulturationsnarrativ. An die Stelle des Konzepts einer jüdischen Anpassung an ein vorgegebenes kulturelles Feld muss der Fokus der historiographischen Untersuchungen auf eine jüdisch-nichtjüdische Ko-Konstituierung von Kultur gerichtet werden.<sup>7</sup> Juden und Nichtjuden haben sie gemeinsam geschaffen, und niemand musste sich an diese erst adaptieren, um dazuzugehören. Dass eine solche Sichtweise in der Forschung nicht nur theoretisch möglich ist, zeigen einige wenige Studien, die in der jüngeren Vergangenheit entstanden sind. Dazu gehört vor allem die Habilitationsschrift von Simone Lässig.<sup>8</sup> Die Verfasserin zeigt darin mit großer Akkuratess auf, dass Juden an der Herausbildung und Gestaltung des Bürgertums in Deutschland beteiligt waren, statt sich an dieses akkulturiert zu haben. Mit ihrer Arbeit hat die Verfasserin mit einem Schlag einen wesentlichen Teil der deutsch-jüdischen Historiographie

<sup>6</sup> Siehe u. a. Waldinger, Ernst: Darstellung einer jüdischen Jugend in der Vorstadt, in: Frankel, Josef (Hg.): The Jews of Austria. Essays on their life, history and destruction, London 1967, S. 259-281, hier S. 266.

<sup>7</sup> Siehe dazu Aschheim, Steven E.: German History and German Jewry: Boundaries, Junctions and Interdependence, in: Leo Baeck Institute Year Book XLIII (1998), S. 315-322.

<sup>8</sup> Lässig, Simone: Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg im 19. Jahrhundert, Göttingen 2004.

korrigiert, die bis in das 21. Jahrhundert großteils Forschung über die Anpassung der Juden an das (deutsche) Bürgertum und dessen Werte war.<sup>9</sup>

Eine Abkehr vom Akkulturationsnarrativ wird durch ein dynamisches und prozesshaftes Kulturverständnis unterstützt, bisweilen durch dieses überhaupt erst ermöglicht. Kultur wird dabei nicht, wie häufig üblich, als statisch gesehen, sondern als ständigen Veränderungen unterworfen und dadurch als fluide.<sup>10</sup> Sie ist emergent und dadurch nicht festschreibbar.<sup>11</sup> Unter solchen Voraussetzungen ist es grundsätzlich unmöglich, sie zu definieren. Dadurch kann auch nicht festgelegt werden, woran Juden sich anpassen könnten.

Eines der Felder, in dem die jüdisch-nichtjüdische Ko-Konstituierung von Kultur dargestellt werden kann, bildet die allgemeine Wiener Populärkultur. Sie war ein dynamisches Feld sich stetig wandelnder kultureller Artikulationen und stand in direkter Abhängigkeit von den vielfältigen Interaktionen der rapide wachsenden Wiener Bevölkerung. Die Populärkultur wurde durch die Migrantenströme genährt, zu denen auch die Juden gehörten, und spiegelte die ethnische und kulturelle Vielfalt der Bevölkerung wider, kann aber nicht in ihre einzelnen Komponenten zerlegt werden. Dementsprechend ist es auch unmöglich festzustellen, was genau das Jüdische oder Nichtjüdische an ihr ausmachte.

Im Folgenden wird ein kurzer Überblick über Juden in der allgemeinen Populärkultur gegeben. Anschließend werden einige theoretische Fragen in Bezug auf das Miteinander von Juden und Nichtjuden gestellt und zu beantworten versucht.

### **Aspekte von Juden in der allgemeinen Wiener Populärkultur**

Knapp vor dem Ersten Weltkrieg scharte ein in Wien geborener Unternehmer auf dem Unterhaltungssektor, Leo Singer (1877-1951), eine Gruppe kleingewachsener Personen um sich, die im zeitgenössischen Sprachgebrauch Liliputaner genannt wurden. Er wollte mit ihnen die Neugier der Menschen nach Ungewöhnlichem, Normabweichendem, befremdlich Wirkendem befriedigen und damit Geld verdienen. Auf diese Geschäftsidee war er während eines Spaziergangs verfallen, den er mit seiner an Kinderlähmung erkrankten Tochter im Wiener Prater, einem riesigen Freiluftgelände mit Park und verschiedenen Freizeiteinrichtungen, unternahm. Im Verlauf ihres Ausfluges waren sie nämlich auf eine sogenannte Zwergengruppe gestoßen, die seiner Tochter große Freude bereitet hatte und sie ihr Leiden für kurze Zeit vergessen hatte lassen.<sup>12</sup> Singer erkannte das Unterhaltungspotenzial dieser an Körperwachstum gehemmten Menschen für die Bevölkerung und

<sup>9</sup> Rahden, Till van: Von der Eintracht zur Vielfalt: Juden in der Geschichte des deutschen Bürgertums, in: Gotzmann, Andreas/Liedtke, Rainer/Rahden, Till van (Hg.): Juden, Bürger, Deutsche. Zur Geschichte von Vielfalt und Differenz 1800–1933, Tübingen 2001, S. 9-31, hier S. 11.

<sup>10</sup> Clifford, James: Introduction: Partial Truths, in: Clifford, James/Marcus, George E. (Hg.): Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography, Los Angeles 1986, S. 1-26, hier S. 18.

<sup>11</sup> Allgemein zum Konzept der Emergenz siehe Meehl, Paul E./Sellars, Wilfried: The Concept of Emergence, in: Minnesota Studies in the Philosophy of Science I (1956), S. 239-252; Pepper, Steven C.: Emergence, in: Journal of Philosophy 23 (1926), S. 241-245.

<sup>12</sup> Cox, Stephen: The Munchkins of Oz, Nashville 1996, S. 32.

zögerte nicht lange mit der Gründung einer eigenen Truppe. Er ließ für sie sogar eine ganze Wohnsiedlung (in Kleinformat), die Liliput-Stadt, errichten.

Die Liliput-Stadt ließ die BesucherInnen in eine eigenartig-fremde Sphäre eintauchen und machte den Kontakt zu den ‚Liliputanern‘ zu mehr als einer lediglich visuellen Erfahrung.<sup>13</sup> Die ‚Zwergenstadt‘ war Teil eines um die Wende zum 20. Jahrhundert äußerst populären Unterhaltungssegments in der Habsburgermetropole, zu dem auch ‚Ausstellungen‘ von Angehörigen indigener Völker im nahegelegenen Zoo (Tierpark am Schüttel), der von Richard Goldmann geleitet wurde, oder die vielfältigen ‚Freakshows‘ in den Varieté-Theatern, wie beispielsweise dem Apollo-Theater unter der langjährigen Direktion von Ben Tieber, gehörten.<sup>14</sup> All die Darbietungen zeigten ‚physische Abnormitäten‘ und konfrontierten das Publikum mit einer surreal anmutenden Welt. Ob bärtige Frauen, Menschen ohne Glieder, siamesische Zwillinge oder andere ‚Absonderlichkeiten‘ zur Schau gestellt wurden – alle dienten einer unterhaltungssüchtigen Bevölkerung als Attraktion. Im Kontakt mit diesen Menschen konnten sich die ZuseherInnen ihrer eigenen ‚Normalität‘ versichern.

Die Liliput-Stadt selbst war Teil des Vergnügungsareals Venedig in Wien, das jedes Wochenende Zehntausende WienerInnen aufsuchten, ungeachtet ihrer sozialen Zugehörigkeit oder ethnischen Identifizierung.<sup>15</sup> Sie waren auf der Suche nach Ablenkung von ihrem als monoton empfundenen Arbeitsalltag und ließen sich vom Versprechen, Außergewöhnliches zu erleben, anlocken. Venedig in Wien stand unter der Direktion von Singers Onkel Gabor Steiner. Diese verwandtschaftlichen Beziehungen erleichterten es Singer, sich mit seinen ‚Liliputanern‘ in der Unterhaltungsbranche zu etablieren.<sup>16</sup>

Allen Genannten, ob Singer, Steiner, Goldmann oder Tieber, war gemein, dass sie – zumindest der Geburt nach – jüdisch waren. Und sie waren bei Weitem nicht die einzigen Juden, die im Vergnügungssektor tätig waren. Diese Feststellung widerspricht der verbreiteten Ansicht, dass sich Juden in Wien von der allgemeinen Populärkultur ferngehalten hätten.<sup>17</sup> – Aber warum gibt es die Divergenz zwischen allgemeiner Lehrmeinung und gegenteiligen Belegen, weshalb hat sich die Historiographie noch nicht mit diesem Thema auseinandergesetzt?

Im Folgenden werden fünf Gründe dafür genannt. Im Weiteren wird gezeigt, dass durch eine forschungsmäßige Beschäftigung mit Juden in der allgemeinen Populärkultur Aufschlüsse über das jüdisch-nichtjüdische Verhältnis in der Vergangenheit gewonnen werden können, die der Vorstellung einer

<sup>13</sup> Leo Singers größter Erfolg war die Produktion des Filmes „The Wizzard of Oz“ im Jahre 1939, in dem ‚seine Zwerge‘ die Munchkins spielten (siehe Cox, Munchkins, 1996).

<sup>14</sup> Schwarz, Werner Michael: Anthropologische Spektakel. Zur Schaustellung „exotischer“ Menschen, Wien 1870–1910, Wien 2001; Tanner, Sabine Claudia: Vom Varieté zum Kino. Die Geschichte des „Apollo“-Varietés von 1903 bis 1929, in: Wiener Geschichtsblätter 62 (2007), S. 1-27.

<sup>15</sup> Pemmer, Hans/Lackner, Nini: Der Prater. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Neu bearbeitet von Günter Dürriegl und Ludwig Sackmayer, Wien 1974, S.131.

<sup>16</sup> Zum familiären Netzwerk der Familie Steiner können noch weitere Kulturschaffende gezählt werden, beispielsweise Gabors Vater Maximilian, Direktor des Theaters in der Josefstadt, sowie sein Bruder Max, Komponist von Filmmusik u. a. zu Casablanca und Gone with the Wind.

<sup>17</sup> Rogin, Michael: Blackface, White Noise. Jewish Immigrants in the Hollywood Melting Pot, Berkeley 1998, S. 65.

unüberwindbaren Distanz zwischen ihnen widersprechen. Eine Auseinandersetzung mit der Populärkultur widerlegt zumindest partiell Gershom Scholem wie vor allem auch die frühen Historiker der zionistisch ausgerichteten Jerusalemer Schule, die die Geschichte der Juden vornehmlich als Antagonismus zwischen ihnen und Nichtjuden gesehen haben.<sup>18</sup>

### **„Juden in der allgemeinen Populärkultur“ als Forschungsdesiderat**

Ein erster und ganz wesentlicher Grund für die weitestgehend fehlende Beschäftigung mit dem Themenfeld „Juden in der allgemeinen Populärkultur“ liegt meines Erachtens in der Konzentration der HistorikerInnen auf jüdische Medien, vor allem Zeitungen und Zeitschriften. Während in anderen Disziplinen, vor allem der Antisemitismusforschung, die Analyse nichtjüdischer Printmedien unverzichtbar ist, werden sie in Studien zu den kulturellen Aktivitäten der Juden weitgehend außer Acht gelassen. Jüdische Zeitungen decken aber nur sehr bedingt allgemeine gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungen ab. Stattdessen berichten sie vornehmlich über Vorgänge und Ereignisse, die mit dem jüdischen Leben in direktem Bezug stehen und Juden unmittelbar betreffen. Dazu mag die jüdische Populärkultur zählen; die allgemeine Populärkultur findet in diesem Zusammenhang aber keine Beachtung.

So widersinnig die Begründung auch erscheint: Aber die derzeitige ‚forschungs-mäßige Abstinenz‘ zu Juden in der allgemeinen Populärkultur ist zumindest partiell durch das Fehlen themenbezogener Publikationen bedingt und wird dadurch auch perpetuiert. Diese These wird durch eine Schlussfolgerung von Michael Rogin in seinem bereits zitierten Buch *Blackface, White Noise* erhärtet. Darin meint der Autor im Anschluss an seine Lektüre von Steven Bellers Buch *Wien und die Juden 1867–1938*, in dem es ausschließlich um Juden in der Hochkultur geht, und mangels entsprechender Literatur über die Populärkultur, dass Juden in diese nicht involviert gewesen seien.<sup>19</sup> Damit ist allerdings ein Zirkelschluss gegeben: Die publikations-mäßige Vernachlässigung des Themas „Juden in der allgemeinen Populärkultur“ wird als Beleg dafür aufgefasst, dass sie daran nie beteiligt gewesen seien, und diese Annahme verhindert eine Beschäftigung mit ihr, wodurch auch keine Veröffentlichungen darüber erscheinen.

Ungeachtet dieser irrigen Folgerung und des daraus resultierenden Forschungs-desiderats zeichneten sich Juden sehr wohl durch eine – sogar sehr starke – Präsenz in der allgemeinen Populärkultur aus. Ein paradigmatisches Feld, in dem sich ihre kulturellen Aktivitäten nachzeichnen lassen, stellt der Wiener Volksliedsektor dar. Das außerordentlich populäre, vielleicht sogar wichtigste Wienerlied, das Fiakerlied, wurde von Gustav Pick (1832–1921),<sup>20</sup> einem jüdischen Wien-Migranten,

<sup>18</sup> Myers, David N.: Between Diaspora and Zion: History, Memory, and the Jerusalem Scholars, in: Myers, David N./Ruderman, David B. (Hg.): *The Jewish Past Revisited: Reflections on Modern Jewish Historians*, New Haven 1998, S. 88-103.

<sup>19</sup> Rogin, *Blackface*, 1998, S. 65.

<sup>20</sup> Schaller-Pressler, Gertraud: Volksmusik und Volkslied, in Wien, in: Fritz, Elisabeth Th./Kretschmer, Helmut (Hg.): *Wien. Musikgeschichte I: Volksmusik und Wienerlied*, Wien 2006, S. 3-147, hier S. 88.

geschrieben und komponiert. Darin erzählt er seine Erfahrungen als Zuwanderer in die Habsburgermetropole.<sup>21</sup> Es stieß unter der Wiener Bevölkerung auf so große Resonanz, dass es sogar als die inoffizielle Hymne der Donaumetropole diente. Der Umstand, dass über Juden in der Wiener Populärkultur nichts oder kaum etwas geschrieben worden ist, hat demnach weniger mit fehlenden Belegen als mit einer (mehr oder weniger bewussten) Vernachlässigung des Themas durch WissenschaftlerInnen zu tun.

Das eingangs beschriebene Akkulturationsnarrativ stellt gleichfalls einen wichtigen Grund für das Forschungsdefizit über Juden in der allgemeinen Populärkultur dar. Die Annahme einer weitgehend einseitigen jüdischen Anpassung bezieht sich auf die Standardkultur. Juden strebten gemäß dieser Erzählung nach der Adoption dominanter gesellschaftlicher Werte. Und die Populärkultur zählte nicht dazu.

Eine Orientierung am Akkulturationskonzept geht mit einer weiteren Schwierigkeit einher. Verschiedene kulturelle Prozesse lassen sich mit ihm nämlich nicht ausreichend analysieren und zufriedenstellend begründen. Um noch einmal das Fiakerlied als Beispiel anzuführen: Es wurde erstmals anlässlich einer Wohltätigkeitsveranstaltung der Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft im Mai 1885 gesungen, und zwar nicht von Pick selbst, sondern vom weithin bekannten nichtjüdischen Sänger und Schauspieler Alexander Girardi (1850–1918).<sup>22</sup> Ohne dessen gesangliche und performative Virtuosität wäre dem Lied ein Erfolg wahrscheinlich verwehrt geblieben. Die Popularität des Fiakerliedes ist somit ein paradigmatisches Beispiel für das kulturelle Miteinander von Juden und Nichtjuden, ein Beleg für die These, dass Juden zusammen mit Nichtjuden die Wiener Populärkultur, zumindest wichtige Aspekte von ihr, gestalteten. Und diese Ko-Konstituierung eines kulturellen Aspektes könnte mit dem Akkulturationskonzept nicht nachgezeichnet und dargelegt werden.

Als vierter Grund können Diskurse im 19. und frühen 20. Jahrhundert über Populärkultur genannt werden. Sie wurde darin abwertend beschrieben. Ähnlich lauteten die Bewertungen der kulturellen Aktivitäten von Juden. Gleichzeitig, und vielleicht auch deswegen, wurden Juden und Populärkultur häufig miteinander assoziiert.<sup>23</sup> Die judeophobe Ausrichtung des Sprechens über Populärkultur in der Vergangenheit mag dann dazu beigetragen haben, dass sich die gegenwärtige Historiographie fast ausschließlich mit Juden in der Hochkultur beschäftigt. Mit Juden als Trägern der ‚bürgerlichen‘, gesellschaftlich dominanten Standardkultur zeichnen HistorikerInnen ein Gegenbild zur antijüdisch aufgeladenen Figur des neunzehnten Jahrhunderts.

<sup>21</sup> Bohlman, Philip V.: An Endgame's „Dramatis Personae“: Jewish Popular Music in the Public Spaces of the Habsburg Monarchy, in: Botstein, Leo/Hanak, Werner (Hg.): Vienna. Jews and the City of Music 1870–1938, Hofheim 2004, S. 93-106, hier S. 98.

<sup>22</sup> Pemmer, Prater, 1974, S. 135.

<sup>23</sup> Siehe Schumann, Jana: Von ‚jüdischem Humor‘ und ‚verjudeter Kunst‘. Konzeptionen jüdischer Identität und der Populärkulturdiskurs, in: Hödl, Klaus/Schüler-Springorum, Stefanie (Hg.): Nicht nur Bildung, nicht nur Bürger. Juden in der Populärkultur, Innsbruck 2012 (in Druck).

Ein letzter Grund, der an dieser Stelle angeführt wird, hat mit der Schwierigkeit zu tun, das Jüdische in den populärkulturellen Aktivitäten zu bestimmen. Was war an den Akteuren oder Organisatoren auf dem Feld der Populärkultur jüdisch und wie wirkte sich deren Jüdischsein auf ihr kulturelles Wirken aus? Eine bloße Aufzählung von Juden gemäß ihrer Geburt kann vorgeblich zwar deren bemerkenswerte Anzahl unter den Kulturschaffenden veranschaulichen, ist in Wirklichkeit aber nicht mehr als eine essenzialistische Kategorisierung gemäß biologischer Merkmale. Ein Bezug zwischen dem Jüdischsein und kulturellen Praktiken wird damit nicht hergestellt. Um die Bedeutung des Jüdischen auf dem Feld der Populärkultur zu erforschen, müsste die jüdische Identität der einzelnen Kulturschaffenden sowie die Art und Weise, wie sie deren kulturelle Aktivitäten bedingte und prägte, festgestellt werden. Das kann schwierig sein, wenn es nur wenige Informationen über die Biographien der kulturellen Akteure gibt. Aber ohne deren Kenntnis ist eine Beschäftigung mit Juden in der Populärkultur wahrscheinlich irrelevant.

### **Das Jüdische in der Populärkultur**

Im Folgenden wird ein neuer Ansatz zur Bestimmung des Jüdischen vorgestellt. Zu diesem Zwecke wird der Begriff der jüdischen Differenz eingeführt, der den der Identität aus zwei Gründen ersetzt. Zum Ersten, weil Identität weithin immer noch als statisch verstanden wird. Obwohl in der Fachliteratur ihr fluider Charakter betont wird und deswegen Identifizierung oder Positionierung als adäquatere Begriffe vorgestellt werden,<sup>24</sup> hat die Historiographie nur unzureichend darauf reagiert. Bestenfalls wird von ‚multiplen Identitäten‘ geschrieben. Damit wird zwar der monolithische Charakter des geläufigen Identitätskonzepts aufgebrochen, aber die Teilidentitäten werden weiterhin als starr aufgefasst. Vor diesem Hintergrund kann jüdische Differenz, die als dynamisch und situativ gilt, als eine Alternative zum festgefahrenen Identitätsverständnis dienen und den prozesshaften Charakter von Jüdischsein besser ausdrücken.

Der zweite Grund für den Vorzug von jüdischer Differenz gegenüber dem Begriff der Identität liegt im Umstand, dass mit ihr eine Unterscheidung zwischen Juden und Nichtjuden getroffen werden kann, selbst wenn über ein jüdisches Bewusstsein bei Ersteren nichts bekannt ist. Ein Wissen darüber ist nicht mehr Voraussetzung, um über Juden in der allgemeinen Populärkultur arbeiten zu können. Zudem muss jüdische Differenz nicht immer durch einen Rückbezug auf das Judentum, sondern kann bisweilen aus dem allgemeinen Kontext, in dem sie sich manifestiert, erklärt werden. – Konsistenterweise können auch einzelne Nichtjuden jüdische Differenz bekunden, sie hat demnach eine inklusive Dimension.

Grundsätzlich kommt jüdische Differenz am besten performativ, in improvisierten Vorstellungen, zum Ausdruck. Performative Artikulationen lassen am deutlichsten den transitorischen Charakter von Bedeutung, und damit des

<sup>24</sup> Hödl, Klaus: Wiener Juden – Jüdische Wiener. Identität, Gedächtnis und Performanz im 19. Jahrhundert, Innsbruck 2006, S. 41.

Jüdischen, zutage treten.<sup>25</sup> In der vorliegenden Arbeit wird jüdische Differenz jedoch an einigen (schriftlichen) Vorlagen zu Theateraufführungen analysiert, die von den jüdischen Volkssängergesellschaften Albert Hirsch, Adolfi, S(alomon) Fischer und der Lemberger Singspiel-Gesellschaft im frühen 20. Jahrhundert dargeboten wurden. Im Weiteren wird untersucht, ob die in den Texten verarbeitete jüdische Differenz mit den Erfahrungen dieser Volkssänger kongruieren und was daraus über das jüdisch-nichtjüdische Verhältnis in Wien um die Jahrhundertwende zu erfahren ist.

### Theaterstücke jüdischer Volkssängergesellschaften und ihre Lebenswelt

Die drei erwähnten jüdischen Volkssängergesellschaften waren ein integraler Bestandteil des populärkulturellen Lebens im Wien des frühen 20. Jahrhunderts. Inserate über ihr jeweiliges Programm erschienen regelmäßig in der allgemeinen Presse.<sup>26</sup> Daraus kann geschlossen werden, dass neben Juden auch Nichtjuden die Vorstellungen besuchten und dass sie zusammen die Aufführungen deuteten. Sie prägten, so die thesenartige Schlussfolgerung, gemeinsam einen Aspekt von Kultur und damit auch einen Ausschnitt von Realität.

Bei den einzelnen Stücken, die für den vorliegenden Artikel untersucht wurden, handelt es sich um *Ein riskirtes [sic] Geschäft*,<sup>27</sup> *Der Apostel vom Schottenfeld*,<sup>28</sup> *Jüdalj mit dem Wandersack*<sup>29</sup> und *Der Findling*.<sup>30</sup> Ihre Protagonisten werden darin allesamt als jüdisch dargestellt. Dies ist an ihren Namen (beispielsweise Kohn oder Teitelbaum), ihrer Sprache (alle ‚jiddeln‘ sehr stark) und in bestimmtem Maße auch an ihren Berufen (Geldverleiher, Bankiers) erkennbar. Es handelt sich dabei um statische Zuschreibungen mit einem tendenziell antisemitischen Charakter. Die Umschreibung des Jüdischen ist stereotyp, und ein Bezug zwischen den einzelnen textuellen Vorlagen und dem Jüdischsein der Verfasser der Stücke oder der Akteure, die sie spielten, kann nicht hergestellt werden. Vor diesem Hintergrund würde sich eine Antwort auf die vorhin gestellte Frage nach dem Jüdischen in der allgemeinen Populärkultur auf die Aufzählung der Mitglieder verschiedener Volkssängergesellschaften, die aufgrund ihrer Geburt oder religiösen Bekenntnisses jüdisch waren, beschränken müssen.

Mit Hilfe von jüdischer Differenz als analytischem Instrumentarium ist es aber möglich festzustellen, dass in den vier Theaterstücken ‚Jüdisches‘ auch weniger schematisch dargestellt wird. Es zeichnet sich durch Aspekte aus, die lediglich einen situativen Charakter haben, keinen Bezug zum (religiösen) Judentum oder seiner

<sup>25</sup> Zum Performanzbegriff und seinem Zusammenhang mit jüdischer Identität siehe Hödl, Klaus: Der Platz der allgemeinen Geschichte in Jüdischen Studien, in: Trumah 17 (2008), S. 55-68, hier S. 63-67.

<sup>26</sup> Siehe dazu vor allem die Anzeigen im Illustrierten Wiener Extrablatt.

<sup>27</sup> Hirsch, Albert: Ein riskirtes Geschäft, in: Niederösterreichisches Landesarchiv (NÖLA) (Theaterzensur) 21/12.

<sup>28</sup> Hirsch, Albert: Der Apostel vom Schottenfeld, in: NÖLA (Theaterzensur) 21/22 (1902) 9.

<sup>29</sup> Larescu, S.: Jüdalj mit dem Wandersack. Realistisches Bild mit Tanz und Gesang, in: NÖLA (Theaterzensur) 14/17 (1904).

<sup>30</sup> Koller, Josef: Das Wiener Volkssängertum in alter und neuer Zeit. Nacherzähltes und Selbsterlebtes, Wien 1931, S. 149.

Geschichte und Kultur aufweisen und darum inklusiv sind. Sie geben auch einen Aufschluss darüber, wie die Volkssängergesellschaften Jüdischsein verstanden.

Eine dieser Manifestationen des Jüdischen ist eine ausgeprägt moralische Lebenseinstellung. Dabei handelt es sich im Grunde um einen universalen Wert. Dass sie im vorliegenden Fall jüdische Differenz ausmacht, das heißt dazu dient, Juden von Nichtjuden zu unterscheiden, ist durch einen dialogischen Austausch zwischen ihnen bedingt. Das jüdisch-nichtjüdische Miteinander ermöglicht demnach die Bestimmung des – zumindest für einen kurzen Zeitraum, in einem bestimmten Kontext validen – Jüdischen.

Mit der jüdisch-nichtjüdischen Interaktion ist ein erstes Charakteristikum von jüdischer Differenz gegeben, das in allen vier untersuchten Stücken vorhanden ist. Jüdische Differenz wird durch eine Begegnung von Juden und Nichtjuden konstituiert und von ihnen gemeinsam ausgehandelt. Die Stücke beschreiben keine isolierte, abgeschlossene jüdische Welt, sondern stellen Juden dar, die enge – und durchaus harmonische – Beziehungen zu Nichtjuden pflegen. Erst in diesem Miteinander tritt das Jüdische der zentralen Figuren hervor. Nichtjuden sind für Juden konstitutiv.

Ein weiteres Merkmal der artikulierten jüdischen Differenz ist ihr säkularer Charakter. Jüdische Religion oder Religiosität spielen keine Rolle. Es ist aber nicht ganz klar, aus welchen säkularen Aspekten sich die nichtreligiöse jüdische Differenz zusammensetzt. Sie erweist sich von Stück zu Stück, von Szene zu Szene anders, ist also temporär und situativ. Eine wertorientierte, ethische Haltung ist nur eine der möglichen, kurzzeitig gültigen Formen von jüdischer Differenz. Statt einer bleibenden Festschreibung des Jüdischen gibt es eine bloße Annäherung an sich verändernde Merkmale, die zu bestimmten Zeitpunkten als jüdisch konstituiert werden und dabei Juden von Nichtjuden unterscheiden.

Jüdische Differenz hat eine inklusive Dimension. Alle ihre Merkmale können auch von Nichtjuden angenommen werden. Das heißt vor allem, dass jüdische Differenz keine essenzialistische Bestimmung von Juden erlaubt.

Es lässt sich nun fragen, ob es sich bei den Protagonisten in den Theaterstücken lediglich um fiktionale Figuren aus einer Schein- oder vielleicht sogar Traumwelt handelt oder ob sich ein Bezug zur Alltagswelt der jüdischen Volkssänger herstellen lässt? Spiegelt sich in den Theaterstücken ein Stück ihrer Realität wider?

Die jüdischen Volkssänger lebten in einem multiethnischen und pluralen Umfeld, weit entfernt von einer abgeschotteten jüdischen ‚Ghetto-Atmosphäre‘. Sie begannen ihre Karrieren allesamt bei etablierten nichtjüdischen Gesellschaften, bevor sie eigene Truppen gründeten. In ihren früheren Anstellungen hatten sie jüdische wie auch nichtjüdische KollegInnen, und interreligiöse Heiraten waren nicht unüblich.<sup>31</sup> Auch dem Publikum schien es egal gewesen zu sein, ob ein Volkssänger Jude oder Nichtjude war. Sie sind als solche bisweilen auch nicht erkennbar gewesen, wie der Fall eines der bekanntesten und beliebtesten „Heurigendichter“, Loisl Ungrad, andeutet. Er war populär, obwohl jeder zu wissen glaubte, dass er eigentlich Kohn heiße. Erst als er im Februar 1925 Patenzettel über

<sup>31</sup> Koller, Volkssängertum, 1931, S. 30-31 und 79.

sein eigenes Ableben in den Zeitungen lesen konnte, kam im Zuge der allgemeinen Verwirrung zutage, dass sein wirklicher Name Vopischka war.<sup>32</sup> Es scheint, dass es die strenge Kategorisierung und Unterscheidung in Juden und Nichtjuden im Wiener Volkssängermilieu nicht gegeben hat und dass sie auch nicht problematisiert wurde. Die lebensweltlichen Erfahrungen der jüdischen Volkssänger dürften demnach den Merkmalen von jüdischer Differenz in ihren Theaterstücken entsprochen haben. Es gab ein intensives jüdisch-nichtjüdisches Miteinander, und erst in diesem Kontext wurde die Bedeutung von Jüdischsein deutlich. Sie war allerdings nicht festgeschrieben, sondern änderte sich mit den sich wandelnden Alltagskontexten.

Der Konnex zwischen dem Verständnis von Judesein bei den Volkssängern und jüdischer Differenz in den Theaterstücken macht deutlich, dass das ‚Jüdische‘ in der allgemeinen Populärkultur in einer nichtessenzialistischen Weise nachgezeichnet werden und eine wissenschaftliche Beschäftigung damit lohnend sein kann.

Mit dem Verweis auf die interaktionalen Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden wird nicht impliziert, dass es keinen Antisemitismus gegeben habe. Der eingangs erwähnte Impresario Leo Singer erfuhr ihn persönlich, als er sich im Jahr 1927 um die Lizenz des damals geschlossenen Ronacher bemühte. Das Ronacher war um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert das berühmteste Varieté-Theater in Wien und musste selbst einen Vergleich mit dem Wintergarten in Berlin nicht scheuen. Aufgrund von Wirtschaftskrise, Arbeitslosigkeit und sinkender Kaufkraft sowie der Konkurrenz des Kinos durchliefen die Varietés in den 1920er Jahren allerdings eine Existenzkrise, und viele mussten ihre Tore schließen. Für eine kurze Zeit blieb auch dem Ronacher dieses Schicksal nicht erspart. Es fehlte allerdings nicht an Versuchen risikobereiter Unternehmer wie Leo Singer, die trotz des abträglichen wirtschaftlichen Umfeldes das Ronacher in seinem alten Glanz wiedererstehen lassen wollten. Als Attraktion seines Hauses war die wegen ihrer halbnackten Auftritte skandalumwitterte Tänzerin Josephine Baker vorgesehen. Aus verschiedenen Gründen, darunter aus Konkurrenzangst anderer Theater, vor allem aber auch wegen Antisemitismus scheiterte Singers Vorhaben.<sup>33</sup>

Der konkrete Fall von Antisemitismus, an den noch viele andere Beispiele von Judenfeindschaft angefügt werden könnten, soll das bisher gezeichnete Bild von den jüdisch-nichtjüdischen Interaktionen nicht korrigieren. Allerdings darf auch die obige Darstellung des Beziehungsgeflechtes zwischen Juden und Nichtjuden Spannungen zwischen ihnen nicht ausblenden. Die Verhältnisse zwischen ihnen waren zu komplex, als dass einseitige Darstellungen ihnen gerecht werden könnten.

### Zusammenfassung

Im vorliegenden Text wurde jüdische Differenz als ein analytisches Instrumentarium, mit dem ‚das Jüdische‘ in der Populärkultur bestimmt werden kann, vorgestellt. Denn sofern dies nicht möglich ist, macht eine Beschäftigung mit

<sup>32</sup> Ein totgesagter und ein wirklich gestorbener Volkssänger, in: Die Bühne II: 13 (5.2.1925), S. 35.

<sup>33</sup> Siehe Wiener Stadt- und Landesarchiv (WStLA) 104, A/38.

dieser Thematik, die als eine Alternative zur Akkulturationsgeschichtsschreibung gelten kann, wenig Sinn.

Es zeigte sich, dass in den Theaterstücken wie auch im Alltag der Volkssänger jüdische Differenz durch eine enge jüdisch-nichtjüdische Interaktion bestimmt wurde. Nichtjuden waren ein unabdingbarer Part bei der Konstituierung des Jüdischen. Vor dem Hintergrund dieser Ergebnisse kann das Diktum von Gershom Scholem, dass es keine ‚Symbiose‘ zwischen (deutschen) Juden und Nichtjuden gegeben habe, in seiner generalisierenden Form kaum erhärtet werden.

**Zitiervorschlag** Klaus Hödl: ‚Jüdische Differenz‘ in der Wiener Populärkultur, in: *MEDAON – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung*, 6. Jg., 2012, Nr. 11, S. 1-11, online unter [http://www.medaon.de/pdf/MEDAON\\_11\\_Hoedl.pdf](http://www.medaon.de/pdf/MEDAON_11_Hoedl.pdf) [dd.mm.yyyy].

**Zum Autor** Klaus Hödl ist Historiker am Centrum für Jüdische Studien an der Karl Franzens-Universität Graz.